

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

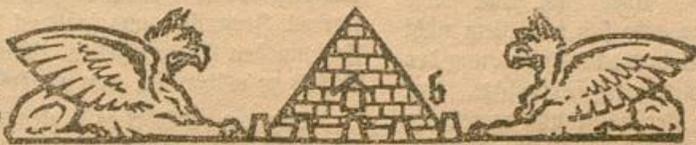
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

27.3.1921 (No. 13)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 13



27. März 1921

Eugen Kilian / Goethe im Urtext.

Zur Psychologie des heutigen Theaters.

Die heutige Zeit ist dem hellenistischen Geiste, der in den Klassikern unserer Literaturgeschichte lebendig war, entfremdet. Ihre Liebe neigt sich mehr der Gotik zu. Statt Abklärung, statt äußerer und innerer Harmonie liebt sie das Unfertige, das Gärrende, das Genialische. Es ist kein Zweifel, daß Lenz, Grabbe, Büchner bis herab auf den stammverwandten Wedekind zu keiner Zeit so hoch im Werte gestanden sind, wie heutzutage. Der Goethe des Sturms und Drangs, der Schiller der Räuber und der Luise Millerin steht der Gegenwart unzweifelhaft viel näher als der Dichter der Iphigenie und der Braut von Messina.

Auch in den Gepflogenheiten unserer Bühnen findet dieser Charakterzug der heutigen Zeit, der sich aus der eigenen unruhigen und leidensvollen Gärung erklärt, sein getreues Spiegelbild. Man neigt dazu, die Werke der Klassiker nicht in ihrer endgültigen und reifsten Fassung zu spielen, sondern — wo ein solcher vorhanden ist — in dem ersten Entwürfe, in dem unfertigen und skizzenhaften Texte der ersten Niederschrift. Vor der abgeklärten Reife vollendeter Meisterschaft bevorzugt man das Genialische der unruhig tastenden ersten Eingebung.

Es ist kein Zufall, das Goethes Urfaust heute die Runde über die Bühnen macht. Es gehört zum guten Ton, ihn zu spielen. Ein an sich gewiß sehr lehrreicher und fesselnder literarischer Versuch. Aber — darüber lasse man sich nicht täuschen! — doch nur ein literarischer Versuch. Sehr angebracht für eine Bühne, die ausgesprochenen Ehrgeiz nach solcher Richtung zeigt, die sich berufen fühlt, einer kleinen literarischen Gemeinde einen praktischen germanistischen Lehrkurs zu verabreichen, die durch ihre Beziehung zu Goethes Lebensgang seinem Lebenswerk besonders nahe steht und vonseiten ihrer wohlunterrichteten Hörer auf eine besondere Anteilnahme, auf eine Art von geschichtlicher Einstellung rechnen darf. Zu solchen Städten gehört Weimar, zu allen derartigen Versuchen, zur Spende literarischer Lekturbissen vom Schicksal vorausbestimmt. Dazu gehört vielleicht auch Frankfurt, Jung-Goethes Heimatboden, wo allen Werken des jungen Stürmers und Drängers von vornherein eine besondere Teilnahme gesichert ist. So hat Weimar denn auch vor einer Reihe von Jahren zum erstenmal versucht, einer literarischen Gemeinde zur Feststunde den Urfaust vorzuführen. Frankfurt unter Zeiß hat ihn erstmals in den

laufenden Spielplan aufgenommen und ihm eine ungewöhnliche Zahl von Wiederholungen zugeführt. Seitdem hat sich die Reihe der Bühnen immer mehr vergrößert, die in der Vorführung des Urfaust ein besonderes Verdienst zu erblicken glaubten. Sie ist auf dem besten Wege, eine der vielen Moden zu werden, die unablässig das Treiben des deutschen Theaters kennzeichnen.

Die Beliebtheit dieser Mode ist bis zu einem gewissen Maße begreiflich: sie verbindet zweierlei — sie befriedigt den literarischen Ehrgeiz und dient gleichzeitig dem Gesetze der Bequemlichkeit. Wer den Urfaust spielt, umhüllt sich mit einem dem Selbstgefühl wohlantastenden literarischen Mäntelchen und ist zugleich in der angenehmen Lage, seine Kräfte weit mehr schonen zu können, als wenn er den fertigen Faust auf die Bühne bringt. Denn die Anforderungen, die der Urfaust stellt, sind in jeder Hinsicht weit geringer. Die schwere, in ihrer Art unlösliche Aufgabe des himmlischen Prologes wird entbehrlich, ebenso der große und schwirrig Aufwand, den der Spaziergang erfordert, die nicht minder schweren Probleme der Hengstliche und der Walspurgisnacht scheiden aus. Die Aufführung dieses verkürzten Faust, der aus dem Gespräch mit Wagner alsbald in die Schülerzene, Auerbachs Keller und dann sofort in die Gretchentragödie überspringt, ist nicht nur leichter, sie ist in gewissem Sinne auch dankbarer als die des vollendeten Werks. Die langgedehnten Szenen im Studierzimmer, der Ostermonolog, Mephistos erstes Erscheinen, die Paktzenen mit ihrem überreichen philosophischen Gehalt widerstreben in vieler Hinsicht dem Theater, sie sind hier leicht in Gefahr, zu ermüden, sie hemmen die Ungebild des naiven und geistig unbeschwertem Zuschauers nach der Gretchentragödie, die für diesen nun einmal den eigentlichen Mittelpunkt und höchsten Reiz des Bühnenfaust bildet und der dieser seine große Beliebtheit im Grunde zu danken hat. Der Zuschauer tritt mit größerer Frische in das Liebespiel.

Die Gretchentragödie selbst wird nicht wie im vollendeten Gedicht durch das unorganische Einschleusen von „Wald und Höhle“ unterbrochen. Im übrigen ist der Text, abgesehen von dem Fehlen von Valentins Tod, der Prosa der Kerkerzene und einigen wenigen Einzelheiten, von dem der späteren Fassung kaum verschieden. Mit völligem Unrecht hat man hier und an anderen Stellen eine

grundfällige Verschiedenheit zwischen dem Urtext und dem vollendeten Gedicht hineingekünstelt. Wenn in der Kerkerzene des Urfaust das spätere „Gerettet“ fehlt, so deutet das selbstverständlich auf keine veränderte Auffassung des Dichters in früherer und späterer Zeit. Auch für den Frankfurter Jung-Goethe — welche Torheit wollte das verkennen! — war das arme Gretchen natürlicher Weise gerettet. Wenn er bei der späteren Umarbeitung der Kerkerzene die Stimme von oben als Antwort auf Mephistos „Sie ist gerichtet“ einfügte, so war das nichts anderes als ein Zugeständnis an die Forderungen des Theaters, das ihm eine gewisse Berdeutlichung zu verlangen schien.

Es ist sicher nicht ohne Reiz, die theatralische Wirkung dieses gewaltigen und geistalen dichterischen Torso in dem glühenden Lavaström der ersten Niederschrift versuchsweise auch auf dem Theater einmal zu erproben. Der Kenner wird viele wertvolle Anregungen daraus schöpfen, die Verschiedenheiten des Textes — sie sind am stärksten in der ersten Hälfte der Schülerzene — wird er mit der Zederzunge des literarischen Feinschmeckers zu kosten wissen. Eine gelegentliche Aufführung des Urfaust mag deshalb zu besonderer Gelegenheit, vor einer besonders dazu gestimmten Hörerschaft, sehr wohl am Platze sein. Aber man suche solche Versuche nicht zu verallgemeinern, man gebe sich vor allem nicht der Täuschung hin, als ob man durch die bequeme Aufführung des Urfaust eine solche des ganzen Gedichtes zu ersetzen vermöge. Der Urfaust ist und bleibt ein Fragment. Der naive und ungelehrte Theaterbesucher aber weiß mit einem Fragmente nichts anzufangen. Die Masse des deutschen Volkes hat das Recht und auch das unbewusste Bedürfnis, seinen ganzen Faust auf der Bühne zu sehen. Es will der volkstümlichsten Dichtung der deutschen Literatur nicht in einer Form auf dem Theater begegnen, wo ihm so unentbehrliche Teile, wie das erste Erscheinen Mephistos und der Teufelspakt, wo ihm Szenen, die ihm so ans Herz gewachsen sind, wie der Osterchor und der ganze Spaziergang, unterschlagen werden. Der Urfaust verbleibe im allgemeinen der Schaubühne des germanistischen Seminars, auf der öffentlichen Bühne hat nur der vollendete Faust sein Heimatrecht.

Wie bei Faust, so hat die Neigung der Gegenwart zum Urtext auch auf die Bühnenschicksale des Götz von Berlichingen entscheidend eingewirkt. Hier liegt der Fall freilich insofern anders, als die Urfassung keinen Torso, sondern eine völlig ausgeführte Dichtung darstellt. Viele Jahrzehnte hindurch hat man Goethes geniales Jugendwerk auf der Mehrzahl der Bühnen nur in der abgeblähten Form der Weimarer Theaterbearbeitung von 1804 gesehen. Statt der derben ursprünglichen Kraft des jungen Goethe das wohlgefittete, höflich angehauchte Theaterstück des geheimrätlichen Dichters. Mit vollem Recht haben sich im Lauf der letzten Jahrzehnte alle besseren Bühnen bestrebt, jenen höflichen Götz in der Hauptsache wieder durch das Jugendwerk von 1773 zu ersetzen. Aber bezeichnend genug: man ist dabei nicht stehen geblieben. Die Neigung der Zeit hat über die klassische Fassung von 1773 hinausgedrängt, zum Urtext, der Skizze von 1771, zur dramatisierten Geschichte Gottfrieds von Berlichingen. Schon Otto Devrient hat diesen Gottfried vor drei Jahrzehnten einmal am Berliner Schauspielhaus gespielt — es wurde als lehrreicher literarischer Versuch damals anerkannt. In den letzten Jahren haben von neuem einige Dramaturgen auf jenen Urtext zurückgegriffen und ihn beinahe ausschließlich der Aufführung zugrunde gelegt. Die literargeschichtliche Bedeutung und einige wunderbare dichterische Offenbarungen dieses Urgötz stehen über aller Erörterung. Ebenso sicher ist die künstlerische Ueberlegenheit der ausgereiften Fassung von 1773 über den Urtext — ein ewig be-

wundernswertes Zeugnis der frühen Reife und Selbstzucht des jungen Dichters. Für den dauernden Bestand der Bühne hat der klassische Götz von 1773 in seinem Rechte zu bleiben. Er mag mit Rücksicht auf die berechtigten Forderungen des Theaters einige Anleihen machen an die Weimarer Bearbeitung von 1804, in Einzelheiten auch solche an den Urgötz von 1771 — in der Hauptsache aber sollte man von dem fertigen Kunstwerk nicht auf die unausgeglichenen Skizze zurückgreifen.

Anders liegt der Fall bei Goethes Stella. An Stelle des tragischen Ausgangs, wie er im Anschluß an die Ausgabe letzter Hand auf den Bühnen früher allgemein üblich war, hat man in neuerer Zeit sehr vielfach den ersten, den versöhnlichen Schluß zu setzen gesucht. An Stelle der Tragödie — das Schauspiel für Liebende, das für den Dichter der Sturm- und Drangzeit so bezeichnend ist. Stichhaltige Gründe lassen sich hierfür geltend machen. Der versöhnliche Schluß ist für das innerste Wesen des Stückes in der Tat die organische Lösung. Als der Dichter ihn später im Hinblick auf die Weimarer Aufführung von 1806 zum tragischen Ausgang umbog, folgte er keinem Gebote innerer Notwendigkeit; es war mehr oder minder ein Zugeständnis, das moralisierenden Einwendungen gemacht wurde. Trotz seines eigenen Zeugnisses aus späteren Jahren wird man der früheren Fassung den Vorzug geben. Man kann über die Frage, welcher Schluß zu wählen ist, zum mindesten zweierlei Meinung sein.

Dagegen entbehrt es so ziemlich aller und jeder Berechtigung, wenn man, wie es ebenfalls jüngst geschehen ist, bei der Aufführung der Mitschuldigen auf die Urfassung des Lustspiels zurückgreift. Sie war einaktig, d. h. sie begann mit dem jetzigen zweiten Akt im Gemach Alcestis, dem sich als Schlußzene die im Wirtszimmer anschloß. Daß Goethe diesen Szenen schon wenige Monate später den jetzigen ersten Akt, eine sehr behagliche und lebendige Exposition, voranstellte, war in jeder Hinsicht ein Gewinn. Gerade dieser erste Akt gehört zum besten des sonst nicht übermäßig wertvollen Lustspiels. Er ist zum Verständnis der Handlung durchaus wünschenswert. Ihn wegzulassen, in dem lehrhaften Bestreben, um jeden Preis die erste Fassung zu spielen, ist eine rein philologische Grille, die für das Theater völlig unfruchtbar ist. Etwas anderes ist, wenn man in einigen Einzelheiten auf den Text der älteren Fassung, der vielfach den Vorzug verdient, zurückgreift. Das ist ebenso berechtigt, wie wenn man etwa in Don Karlos viele ausgezeichnete, später verloren gegangene Einzelheiten des Thaliadrucks wieder herstellt, ohne deshalb auf den verkehrten Gedanken zu verfallen, das Stück in seinen ersten Akten nach dem unveränderten Text jener ersten fragmentarischen Fassung spielen zu wollen.

Es wäre durchaus nicht erstaunlich, wenn nächstens auch die Uriphigene aus den Schatten ihres taurischen Haines auf die Bühne träte — zum Leidwesen der armen Schauspieler, die genötigt wären, Goethes Rhythmen in die Prosa der ersten Fassung anzulernen.

Das Theater bewahre sich vor rein philologischen Experimenten. Sie haben in der Museumskunst des germanistischen Seminars ihre Berechtigung, nicht aber auf der lebendigen Bühne der Gegenwart. Das Zurückgreifen auf die Urfassung ist nur da am Platze, wo nicht bloß literargeschichtliche, sondern rein künstlerische Gründe die Wahl befürworten. Gegenüber der Neigung der Gegenwart aber, der künstlerischen Reife und harmonischen Beschlossenheit das Unausgereifte, Genialisch-Skizzenhafte vorzuziehen, bleibe im allgemeinen der Grundsatz bestehen, jedes Werk in der Fassung zu spielen, in der es seine fertigste und vollendetste Gestalt durch den Dichter erhalten hat.

Otto Rienschnerf / Auf der Wahrheit Spur.

..... / So klein du bist, so groß bist du Phantast.
(Stark II.)

Am Westmorgen, auf der Urzeit Schwelle,
Des großen Meisters letztes Schöpfungswerk,
Erblickt er sich in ungewohnter Helle
Des Selbstbetrachtens: „Mensch“ genannter Zwerg! —
Und aus dem Schatten triebhaft dumpfen Strebens
Drängt's ihn hinauf in des Gedankens Reich,
Die Frucht erhascht er sich vom Baum des Lebens
Und wähnt sich lächelnd gar dem Schöpfer gleich:
Gott aber macht den kindlich wirren Denker
Im Jorn zu seines Schicksals eignen Lenker.

Erstarrt ist jäh das Paradieseslachen,
Der reinen Einfalt, und das Flammenschwert
Der Wahrheitsahnung jagt hinaus den Schwachen,
Von lodern wilder Sehnsuchtsglut verzehrt;
Der Seele süße Eintracht ist zerrissen,
Zwiespältig Wollen wohnt in seiner Brust,
Nach Gottesfrieden dürstend und nach Wissen,
Bereitet Qualen ihm jedwede Lust.

Verzweifeln müßt' er, wär' ihm nicht verliehen:
Die Kraft des Rausches heißer Phantasien.

Sie lösen seinem Geist die Erdenketten,
Entflammen ihn zu immer höh'rem Flug,
Und aus den Niederungen wachsen Stätten,
Zu denen Schöpferdrang den Grundstein schlug.
Als wollte er die Krone sich erzwingen,
So seufzt der Mensch in fieberndem Bemüh'n,
Und, nie erlahmend doch im wirren Ringen
Um Güter, die Unsterblichen nur blüh'n,
So taumelt fort im wunderlichen Spiel,
Durch Schmerz und Wonnen er zum dunklen Ziel.

Auf seinem Throne aber sitzt der Meister
Des Himmels und der Erden — und die Schar
Der sündlos reinen, nie verirrtten Geister,
Bringt ihm den Dank der Sonnensphäre dar.
Er aber schaut hinab in Purpurfernen,
Und achtet nicht der Sphärenharmonien,
Und nicht des Glanzes von Millionen Sternen,
Die um ihn her die ew'gen Kreise zieh'n.
Nur E i n e n sucht in seiner Kinder Herde
Sein Vateraug': den kleinen Herrn der Erde.

Es überkommt ihn gütiges Verlangen,
Auf Lichteschwingen seine Boten flieh'n: —
Und schwankend zwischen Stolz und Ehrfurchtsbängen,
Tritt der Erschaff'ne vor den Schöpfer hin.
Und milde spricht der Ew'ge: „Hat dein Sehnen
Nach Wahrheit, Mensch, sich endlich nun gestillt?
Hat sich dein überkühnes Menschenwähnen,
Mir gleich zu sein, noch immer nicht erfüllt?
Wann endlich wirst in Demut du entsagen,
Wann endlich dich des Lorenfinns entschlagen?“

Da saßt den Menschen plögliches Verstehen!
Und seines Wesens allertiefsten Grund
Kann er in Gottes Auge leuchten sehen,
Des Lebens letzter Sinn ward jetzt ihm kund.
Er sprach: „O Herr, so lang ich mich erkühne,
Im Kampf zu bluten um dein Königreich,
So lange — und nicht länger! — auch verdiene
Ich Mensch zu heißen und dir wesensgleich!
Dein Rächer spricht: „Noch immer ein Phantast!
Ich bin's — weil du mich so erschaffen hast.“

Jahrtausendlang hab' ich mein kleines Leben,
An einen Zweck gewagt — ohn' Raft — ohn' Ruh' —,
Hab' Paradieseswonnen hingegeben
Für e i n e Sehnsucht nur: zu sein wie du!
In zahlloser Altäre Feuerarmen,
Verjankten Opfer, Opfer ohne Zahl —,
Dich zu gewinnen, dich und dein Erbarmen,
Schrie auf zum Himmel tausendfache Qual. —
Nun lob're auf dem letzten der Altäre
Die Blut, die alle anderen verzehre!

Dich kann, ich weiß, allein das Opfer rühren,
Des Wahnes, daß du solche Opfer liebst!
Wer deines Geistes Flammenhauch darf spüren,
Erfährt es, daß du dich freiwillig gibst,
Wenn reiner Torheit wissendem Gemüt —,
Als kläng' durch Dämm'ung jäh ein Heilandsruf —,
Des dunklen Wortes verborg'ner Sinn erblüht:
Daß Gott zum Bilde sich sein Kind erschuf!“ —

Da neigt der Ewige sein Angesicht,
Und küßt die Stirn des Sterblichen — und spricht:
„Was du, o Mensch, nicht für Ideen hast!
So klein du bist, so groß bist du Phantast!“

Rudolf Hoeß / Beitrag zur Geschichte der badischen Volkshymne.

Wenn man in unseren so schwer bewegten Tagen, in denen der Materialismus sich in der breitesten Weise Platz macht, es unternimmt, sich mit einem Thema zu beschäftigen, das nach den heutigen Zeitläuften und Anschauungen als ein der Vergangenheit angehörendes und abgetanes Kapitel unserer Geschichte zu betrachten ist, so kann einem, bei der so papierknappen Zeit, leicht der Vorwurf gemacht werden, die Gegenwart mit einer überlebten und höchst überflüssigen Betrachtung in Anspruch nehmen zu wollen. Da jedoch die Partituren sowohl der sächlichen badischen Volkshymne, wie auch jene des imposanten Kaisermarsches von Richard Wagner aus dem Spielplan der praktischen Musik in die tiefsten Katastrophen der Archive abgelegt sind, so mag es vielleicht doch angebracht sein, bevor diese Akten der Vergangenheit anheimfallen, einige Daten nach persönlichen Ueberlieferungen, Erinnerungen von Augen- und Ohrenzeugen und endlich auch wesentliche Richtigstellungen hier mitzuteilen.

Die Geschichte der badischen Volkshymne, auch Fürstehymne, genannt, reicht in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und verdankt wohl ihre Entstehung einer

im Jahre 1844 wiederholt gemachten Anregung zur Schaffung eines neuen badischen Volksliedes, wozu, wie der „Karlsruher Beobachter“ (in Nr. 52 vom 16. September 1844) berichtet, das Fest der Inauguration des Denkmals für Großherzog Karl Friedrich (am 22. November 1844) Veranlassung geben sollte. In dem eben genannten Blatte wurde von einem patriotischen, ungenannten Einsender der „Wunsch“ ausgesprochen, es möge sich ein Comité bilden, das ein Ausschreiben veranlassen, die eingehenden Texte prüfen und in allen badischen Organen mit der Aufforderung zur vollstimmlichen Composition bekannt machen solle. Der Einsender schließt seinen „Wunsch“ mit den Worten: „Dies wäre eine Karl Friedrichs- und seines erhabenen Nachfolgers würdigste Huldigung und der Dank des Vaterlandes der schönste Lohn für Dichter und Tonsetzer. Möge diese wohlgemeinte Anregung ein erwünschtes Resultat herbeiführen, wodurch gewiß einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen würde.“

Die Anregung hatte einen geradezu unheimlichen Erfolg, denn fast jede Nummer der Karlsruher Zeitung brachte in den ersten Novembertagen 1844 Proben und Versuche von poetischen

Ergüssen in den allermöglichsten und fast unmöglichen Formen. Mit Rücksicht auf die Papierknappheit der Gegenwart führe ich als Beispiele nur den Anfang der Dichtungen mit Angabe des Erscheinungsortes an:

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 303, Seite 1542, vom 5. November 1844:

„Wo ist es schöner als in Baden
Vom Bodensee zum Neckarstrand . . .“ (18 Verse).

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 305, Seite 1551, vom 7. November 1844:

„Kennt Ihr das blütenreiche Land
Vom Bodensee zum Mainesstrand . . .“ (6 Verse).
R. Wanderer.

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 311, Seite 1581, vom 13. November 1844:

Bad. Volkslied
„Von dem Alpensohn umflossen
Und vom Schwarzwald grün umflossen . . .“ (6 Verse).
(Ernst Herold).

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 318, Seite 1615, vom 20. November 1844:

Bad. Volkslied
„Als Deutschland noch war tief versunken . . .“ (7 Verse).
(Friedr. Eisele).

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 319, Seite 1621, vom 21. November 1844:

Badisches Festlied von F. F. Schunggart
„Tag der Feier, Tag der Freude . . .“ (9 Verse).

„Karlsruher Zeitung“, Nr. 320, Seite 1627, vom 22. November 1844:

„Gefühle bei der feierlichen Enthüllung des
Denkmales „Karl Friedrich“ . . .“ (9 Verse).
Fr. Sonntag.

Außer diesen Proben finden sich in einem besonderen Buche: „Beschreibung der Festlichkeiten bei der Errichtung und Enthüllung des Karl Friedrich-Denkmales von Kanzleirat F. F. Schunggart (Häpfer's Druckeret 1845: in der Landesbibliothek, sub Nr. 58) sämtliche Dichtungen und Festreden usw.

Auf Seite 33 dieses Büchleins finden wir den Augenblick der Enthüllung festgehalten; dort heißt es:

„Das Wirbeln der Trommeln, das Spiel der Militärmusik (Präsentiermarsch, spätere Volkshymne von Bräutigam)“. — Diese Feststellung ist für unsere Untersuchung mit eine der wichtigsten; ich komme später bei persönlichen Uebersetzungen darauf zurück. Wie der offizielle Festbericht in der „Karlsruher Zeitung“ Nr. 321/322, Seite 1633, 35, 39 besagt, wurde nach einer Festrede des Ministerialrates K. Zell folgendes Lied gesungen:

„Preis und Ehren deinem Namen
In des Nachruhms goldnen Schein
Vorbild auf des Lebens Bahnen
Wirft Du noch der Nachwelt seyn.
Was Du schufst, es wird bestehen
In die fernste Zeit hinaus.
Segue Gott, in Himmels Höhen
Badens hohes Fürstenhaus“.

Diese Worte sind zweifellos auf den Tonsatz der auf uns übernommenen Hymne von Bräutigam gesungen worden.

Nicht nur in den Reihen der Dichter, sondern auch bei den Musikkreunden und Componisten fand der „Wunsch“ von Nr. 52 des „Karlsruher Beobachters“ (Weiblatt des Carlsruher Tagblattes) eine anregende Aufnahme, und so finden wir bereits in Nr. 61 des „Beobachters“ vom 27. Oktober 1844 eine Melodie zu einem badischen Volkslied. Der bescheidene Verfasser schreibt dazu: „Das beigegebene Lied oder vielmehr die Melodie zu demselben ist der schwache Versuch eines Laien und soll nur Veranlassung geben, daß (hoffentlich recht bald) bessere und von allen Gauen unieres Vaterlandes nachkommen mögen und das schöne Fest am 22. November sollte für alle, die sich nur einigermaßen berufen fühlen, ein Sporn sein, Versuche zu machen, ein neues Volkslied zu liefern.“

Kurz vor dem Feste lesen wir im „Karlsruher Beobachter“ Nr. 67, Seite 280, vom 17. November (Antwort auf die Anfrage in Nr. 314 der „Karlsruher Zeitung“): Nachdem es bekannt geworden, daß für die bevorstehende Festlichkeit „Höchsten Ortes“ eine Festhymne zur Aufführung bestimmt worden ist, glaubt das zusammengetretene Comité die Wahl eines Volksliedes vorerst unterlassen zu müssen. Wegen eines badischen Volksliedes wird aber seiner Zeit die in Nr. 52 dieser Blätter angelegte Idee zur Ausführung kommen.

Von einem damaligen Mitglied der Grenadierkapelle wurde mir versichert, daß Kapellmeister V. Bräutigam ein von ihm componiertes Soldatenlied, das damals viel gesungen wurde, für seine Capelle instrumentierte und als Präsentiermarsch verwendete und anlässlich der Denkmals-Enthüllung beim Fallen der Hülle erstmals offiziell gespielt wurde (Siehe Fest-

bericht von Schunggart 1847, Seite 53). Leider ist es mir nicht gelungen, eine Verfügung zu ermitteln, durch die diese Bräutigamsche Composition als badische Volkshymne offiziell anerkannt worden ist. Daß das jedoch stillschweigend beim Landesfürsten geschehen ist, geht zweifellos daraus hervor, daß der Bräutigamsche Tonsatz bei allen Regimentskapellen vorhanden war, was auch der verstorbene Nassauer Kapellmeister Herr v. schriftlich niederlegte. Durch die Revolution von 1848 kam die Volkshymne vielleicht in Vergessenheit, was wohl auch mit dem Ausscheiden Bräutigams im Jahre 1850 aus dem Militärdienst zusammenhängen dürfte.

Meine persönliche Erinnerung, die Bräutigamsche Volkshymne erstmals gehört zu haben, gehen auf das Jahr 1867 zurück. Gelegentlich der Pariser Weltausstellung 1867 war im August jenes Jahres ein internationaler Wettstreit von Militärcapellen aller Herren Länder vorgesehen, an dem auch die Grenadierkapelle unter ihrem verdienstvollen Kapellmeister Rud. Bürg teilgenommen hatte u. mit dem 3. Preis ausgezeichnet wurde. — Wir hatten also auch schon zu altbadischen Zeiten vor Voetige und Bernhagen eine musterghltige Grenadierkapelle, die sich hören lassen konnte. Ich erinnere mich noch gut (ich war damals 10 Jahre alt) an jenes Ereignis, weil die Grenadierkapelle unter Bürgs Leitung fast jeden Sonntag im Garten meines elterlichen Hauses, im Grünen Hof — wie den älteren Karlsruhern wohl noch bekannt sein dürfte — aufzuzierte. Als die Kunde ins Land kam, daß unsere Grenadiere in Paris mit einem Preise ausgezeichnet wurde, gab es nach ihrer Rückkehr eines „Großes Militärcconcert mit italienischer Nacht“ — Eintritt 6 Kreuzer. „Die Musiker erhielten in den beiden Pausen pro Mann 2 Schoppen Bier mit „Serpela“ oder Schweizerkäse und der Herr Kapellmeister außerdem ein warmes Nachtessen“.

Während der Niederschrift dieser Zeilen ist es mir gelungen, den allein noch Ueberlebenden jener Grenadierkapelle, der die Pariser Reise mit erlebt hat, ansündig zu machen und zwar in der Person des Herrn Friedrich Weber, Versicherungsbeamter a. D. hier; ich hat ihn, seine Erinnerungen darüber niederzulegen, die hier im Wortlaut folgen:

„Die Kapelle des badischen Leib-Grenadier-Regiments mit ihrem Kapellmeister Rud. Bürg und dem Regiments-Adjutant Oberleutnant G e m e h l 1867 in der großen Weltausstellung in Paris.“

Im August 1867 fand in der Weltausstellung in Paris eine Musiker-Conferenz statt, zu der obige Kapelle mit anderen Militärcapellen auf Anlaß der französischen Regierung dorthin gesandt wurde. Nach unserer Ankunft in Paris brachten wir dem damaligen badischen Gesandten Herrn von Schweizer ein Ständchen. Den anderen Tag wurden sämtliche dorthin geschickte Militärcapellen in dem Schlossgarten in einer Allee alphabetisch hintereinander mit je 10 Schritt Abstand aufgestellt. Es waren Badener, Bayern, Belgier, Holländer, Oesterreicher, Preußen, Russen und Spanier vertreten. Dann kam der Kaiser Napoleon III mit der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen sowie dem Hofstaat. Zuerst spielte jede Kapelle ihre Nationalhymne und einen Marsch. Wir spielten die badische Volkshymne componiert von dem früheren Kapellmeister Bräutigam. Dann plauderte der Kaiser noch kurze Zeit mit dem Adjutanten und begab sich mit den Herrschaften zu den anderen Capellen. Nach Beendigung dieser Vorstellung wurden wir entlassen und marschierten in unser Quartier in die Kaserne Sully in der Vorstadt St. Antoine (frühere Bastille) zurück. — Der nächste Tag war Sonntag; nachmittags fand in der Ausstellung in einer großen Festhalle, die schon dicht besetzt war, der Musikwettbewerb statt. Vier spielten auch zwei französische Militärcapellen mit. Jede Kapelle mußte die Oberon-Duvertüre spielen, auf welche der Preis gesetzt war, und gleich nach derselben ein zweites Stück. Wir spielten ein großes Poissourri aus „Lorelen“. — Für diese Aufführung bekam jede Kapelle 1000 Franken. — Acht Tage danach fand eine Wiederholung in der gleichen Halle statt, und jede Kapelle bekam abermals 1000 Franken. Am nächsten Tage war im Tuileriesgarten Abschiedsvorstellung, zu der wieder die obengenannten Majestäten erschienen. Es erhielt jeder Offizier den Orden der Ehrenlegion, die Kapellmeister je einen Orden zum Anhängen und jeder Musiker eine kupferne Denkmünze. — Dann wurden die Capellen in vier Breiten eingeteilt, und die Beste davon erhielt die goldene Medaille. — Vor der Rückreise brachten wir dem badischen Gesandten ein Abschiedsständchen. Bei der Ankunft in Karlsruhe mußten wir im hinteren Kasernenhof antreten, dort hielt der damalige Regimentskommandeur Herr Oberst von Degenfeld eine kurze Ansprache, dann wurde die goldene Medaille im Regimentsbüro aufbewahrt.

Ich trat 1857 im Alter von 18 Jahren als Hoboist in obiges Regiment ein, diente dort 18 Jahre unter drei Kapellmeistern, Friedr. Bürg, Voetige, trat im Jahre 1875 in einen anderen Dienst über und bin heute 79½ Jahre alt.“

Daß die Bräutigamsche Hymne jedenfalls als Volkshymne offiziell betrachtet wurde, geht wohl auch schon daraus hervor, daß sie jeweils bei der feierlichen Eröffnung des Landtages in Anwesenheit des Großherzogs gespielt wurde, was ich Ende der 60er Jahre selbst erlebt habe und mir auch von Zeitgenossen bestätigt wird. Durch den Krieg 1870/71 und die Neuorganisation im Militärwesen scheint die alte Hymne in Vergessenheit geraten zu sein. Erst Kapellmeister A. Voettge belebte die Bräutigamsche Hymne in seinen historischen Konzerten und gelegentlich des Regiments-Jubiläums 1892 bei einer Festaufführung des Hoftheaters.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß von Zeit zu Zeit immer wieder Stimmen laut wurden, die die Autorschaft der badischen Hymne anzuzweifeln versuchten. Im Jahre 1911 erschien in Nr. 469 der „Badischen Presse“ vom 30. Oktober eine Notiz über die badische Volkshymne, in der Oberstleutnant Th. von Barjewitsch in anerkannter Weise für Bräutigam eintrat („S. Landeszeitung“ Nr. 472 vom 9. Oktober 1911, bezw. Landesbibliothek sub. Praktische Musik Nr. 124). Gelegentlich des 70. Geburtstages des Großherzogs Friedrich I. am 9. September 1896 tauchte unter den vielen Widmungen, die der Fürst empfing, merkwürdiger Weise auch die alte badische Hymne in neuem Gewande aus der Versenkung auf. Im Verlag von Hans Schmidt erschien die badische Volkshymne nach Angabe von Ehr. Godelius (Oberstleutnant Christian Godel) mit Klaviersatz (von Felix Rottl). (Texte von W. Sehring und Alberta von Freydrich). Oberstleutnant Godel hatte Gelegenheit gefunden, in besonderer Audienz seine Festgabe überreichen zu können. Und gerade der von Oberstleutnant Godel sicher nicht erwartete negative Erfolg dieser Audienz war für mich die eigentliche Ursache, die Geschichte der Hymne zu erforschen. Oberstleutnant Godel erzählte mir einige Tage nach der Audienz, daß der Großherzog mit äußerster Bestimmtheit erklärte, daß die Hymne von Kalliwoda sei und er dies schon in den vierziger Jahren in Donaueschingen gehört habe. Ebenso wie Godel über diese Auffassung sehr deprimiert war, war auch ich überrascht und suchte nach Klärung. Ich begab mich zu Kapellmeister Voettge, der mir in dieser Angelegenheit eine kompetente Persönlichkeit zu sein schien; doch auch hier mußte ich eine ungeahnte Ueberraschung erleben. Voettge sagte: „Gelegentlich der letzten Anwesenheit des Kaisers sei ihm befohlen worden, eines seiner historischen Konzerte zu spielen, und in bestem Glauben habe er auch die altbadische Hymne von Bräutigam aufs Programm gesetzt. Nach Schluß der Aufführung sei er zu den Fürstlichkeiten gebeten worden, wobei ihm der Kaiser unter besonderer Anerkennung eine goldene Nadel verehrte. Der Großherzog habe jedoch bemerkt: „Mein lieber Voettge, Sie müßten doch eigentlich wissen, daß die Hymne von Kalliwoda stammt, ich habe sie i. Jt. schon in Donaueschingen gehört“.

Voettge machte mir dazu die Bemerkung: Von dieser Stunde an war für den königlichen Preussischen Musikdirektoren Voettge die Hymne von Kalliwoda, für den Adolph Voettge nach wie vorher von Ludwig Bräutigam. „Wer hatte recht?“

Im Gasthaus „Zur Rose“ am Kaiserplatz am runden Tisch

im Nebenzimmer tagte eine ehrenwerte Tafelrunde alter Karlsrüher, deren Senior damals Kanzleirat Mathäus Müllich (1820–1908) gewesen ist. Herr Müllich war früher Hofmusiker, erster Oboer und einer der wenigen, die noch von Schnorr und Haizinger erzählen konnten, sowie bei den ersten Aufführungen von Lohengrin und Tannhäuser mitgespielt hatten. Unter vier Großherzögen, nämlich Ludwig, Leopold, Friedrich I. und Friedrich II. hatte er, wie er stets mit besonderer Begeisterung sagte, gelebt. Ihm teilte ich das Ergebnis meiner Unterredung mit den Herren Godel und Voettge mit, und siehe da, ich war an der richtigen Quelle.

Herr Müllich, damals 76 Jahre alt, erklärte, den allerbesten Ausschluß geben zu können; er sagte: „Ich war 1844 unter Kapellmeister R. Bräutigam Hoboist in der Grenadierkapelle und habe wegen meiner guten Handschrift auch viele Noten geschrieben, unter anderem auch die Partitur zu der Bräutigamschen Hymne, die dann nachmals bei der Enthüllung des Karl-Friedrich-Denkmales, unter meiner Mitwirkung, gespielt wurde. Der damalige Fürstenberäthe Hofkapellmeister Benzel Kalliwoda wandte sich später an Bräutigam um Ueberlassung der Partitur, die ich selbst kopierte und nach Donaueschingen sandte. Dort hat Kalliwoda die Hymne für sein Orchester eingerichtet und gelegentlich des ersten Hoffestes des neuvermählten Fürsten Egon, wozu auch die badischen Prinzen Friedrich und Wilhelm geladen waren, erstmals aufgeführt“.

Zweifellos war es der markige Tonfall der Bräutigamschen Composition, der einen bleibenden Eindruck bei dem jungen Prinzen Friedrich hinterließ und auch in späteren Jahren unauslöschlich war. Da in jenen Zeiten die Herren Musici nur als Musikanten tagiert wurden, so mag es vielleicht überflüssig erschienen sein, den Namen Bräutigam als Komponisten zu nennen. Wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß der liebenswürdige Benzel Kalliwoda aus Prag im vorliegenden Falle einen „böhmischen Zirkel“ über Bräutigam zu schlagen die Absicht hatte, so ist es doch Pflicht der Forschung, der Wahrheit die Ehre zu geben und den früheren Militärkapellmeister, nachmaligen Hofmusikus und späteren Ballettrepetitor Ludwig Bräutigam, als den Komponisten der badischen Volkshymne festzustellen. Wenn auch der Chronist der Archive der Donaueschinger Hofbibliothek feststellte, daß bei offiziellen Besuchen hoher Gäste stets die von Kalliwoda komponierte Fürstenberger Hymne gespielt wurde, so schließt das nicht aus, daß Kalliwoda als besondere Aufmerksamkeit die damals neue von Bräutigam komponierte Volkshymne den badischen Prinzen anführte. Wie sehr sich der Landesfürst im Irrtum befand, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß sich in der Privatbibliothek Großherzog Friedrichs I. von 1852 unter Nr. 2676 ein Exemplar der Hymne, gewidmet von Bräutigam, befindet, die in der Landesbibliothek sub. Nr. 124 „Praktische Musik“ in Abschrift zu finden ist. Sämtliche Beweismittel zu vorliegender Arbeit habe ich Professor Kängin, Direktor der Landesbibliothek, im Original übergeben. Wenn durch diese Zeilen die richtige Autorschaft der badischen Volkshymne festgestellt und das Andenken eines schlichten, bescheidenen Musikers der Vergessenheit entzogen wird, so ist der Zweck dieser Ausführungen erreicht.

Franz Joseph Götz / Gengenbach. Ein badisches Kleinstadtbild.

Wenn ich im Buche meiner Kindheits Erinnerungen blättere, so haftet das innere Auge immer wieder mit neuem Vergnügen auf einem besonders eingerahmten Blatte, so überschrieben ist: Gengenbach.

Wie bei den meisten Exemplaren der Spezies „Homo sapiens“ (die ganz braven natürlich ausgenommen!) läßt die Gränklichkeitsbrille eines gewissen Alters auch bei mir so manche ehemalige Subenwonne heute in einem etwas gemischten Blicke erscheinen. Das Wort „Gengenbach“ aber behielt seinen alten goldigen Klang.

Womit wieder einmal bewiesen ist, daß geistige und Gemütsindrücke tiefer haften in der Gartenerde einer Kindesseele als rein materielle Freuden, und wär's auch, wie in meinem Falle, nur in dem spröden und steinigten Erdreich eines Dorfbubeninnern.

Gaukelte auch das Drei-Pfennig-Gütlein voll „Guttese“, das mir alljährlich an Martini winkte, wenn ich mit dem Großli den zweifelhafte Weg zur alten Ruffin nach Gengenbach pilgern durfte, um den Ackerzins zu zahlen. Schon wochenlang vorher durch meine Träume, so glaub' ich doch, daß bereits damals schon ein Schimmer der Romantik durch die ahnungsvolle Seele des Knaben zog, wenn die sonderbare Silhouette des Städtleins im ätternen Gegenlicht der aufgehenden Sonne vor uns auftauchte, wenn die rauschenden Wasser des Kinzigbaches und den Zutritt zu diesem Zauberreich zu wehren schienen, und wenn, nach glücklicher Ueberwindung des schwanfenden Flußsteigs, die ineinander geschichteten Häuser, die hohen, spitzen Giebel, die

dräuenden Tortürme von wunderschönen Rittergeschichten erzählten, wie sie die abgegriffenen „Schinken“ der Dorfschulbibliothek nicht schöner zu sagen wußten. —

Der Wanderer, der in Offenburg die Schwarzwaldbahn besteigt, wird, bald nachdem er die Luft oben auf einem Nebenhügel gelegene Burg Orienberg und später das Dorf Ohlsbach passiert hat, von einem mauerischen, achteckigen Turme gefesselt, der aus den umliegenden Dächern gar trüblich und machtvoll aufragt. Gleich darauf, bei einer eisernen Brücke über die Kinzig, folgt diesem ein viereckiger Bruder, und wer behend genug ist, kann im Vorbeiflug durch sein Spitzbogentor einen Blick Mittelalter erblicken, der ihm ein unwillkürliches „Ah!“ entlockt.

Nach gönnt der neidische Eisenbahnzug jetzt auch noch einen kurzen Ueberblick über den Südteil des Städtleins und die Kinzigvorstadt, um dann in elegantem Bogen hinter einer Felskluft zu verschwinden.

Wer aber einen rechten Begriff von der landschaftlichen Schönheit des Städtleins, das Wilhelm Jensen mit Recht ein „Schmuck- und Kabinettstück nicht nur des Schwarzwalds, sondern ganz Deutschlands“ nennt, gewinnen will, der muß sich ihm bescheidenlich auf Schusters Rappen nähern; in der Frühe von Norden und Nordosten über's Bergle, oder Abends von Westen und Südwesten, vom „Kohlwerksdorf“ Bergahaupten, oder dem langgestreckten, verträumten Zinken Vermerzbach her.

Der Blick vom kapellengekrönten „Bergle“ im Morgensonnenlicht oder auch spät abends, wenn die Dämmerung ihre ersten Schatten auf den Flegelwald legt, gehört zu denjenigen, die man nie wieder vergißt, so man sie einmal gekostet.

Zu Füssen, wärmelig hingekuschelt zwischen den leicht gebogenen Silberarm der Kinzig und den Busen des Schwarzwalds, wie ein von der fortschreitenden Mutter Zeit aus ihrem Sacke verlorenes Stücklein „Eink“ — das Städtlein. Gleich einem Kind mit seiner hölzernen Festung, versuchen die trübsigen Beherrscher vergeblich, den „großen Bruder“ des 20. Jahrhunderts in Respekt zu versehen. Wie Spielzeuge kommen sie uns Zeitgenossen des Weltkrieges vor und erhöhen nur das Gefühl des Bohaglichen und leicht Behmütigen der „guten, alten Zeit“.

Ueber das Städtlein hinaus grüßt uns das hier noch breit und freundlich daliegende Kinzigtal, von dem gewerbetreudigen Offenbach bis Biberach, mit seinen sauberen und durch den Fleiß ihrer Bewohner wohlhabenden Dörfern. Das aderbautreibende Ohlsbach, das „Zigarrendorf“ Elgersweier, dann Berghaupten, mit seinem einst recht ergiebigen Kohlenbergwerk, die Weiler Wingerbach, Bernersbach und Strohhach. Wie eingebettet in den dunklen, faltigen Mantel unseres liebtrauen Schwarzwaldes.

Höhe schließt sich an Höhe, mir alle vertraut, und jede ihre besondere Erinnerung weckend an die Tage des Kinderparadieses mit ihrem Jubel und ihren kleinen Sorgen.

Verständnisinnig schmunzelnd hält der Wellenwald mit den zwei Gipfeln seiner Kappe: Siberecke und Gaiskopf, einen schwarzgrünen Vorhang vor das Dörflein Zunsweier, in dessen Pfarrhaus ich mich einst, unter fürchterlichem Augenrollen des alten Pfarrherrn, mit den Fallstricken des Accusativus cum infinitivo abquälte.

Hochmütig, wie alle gernegroßen Herrschaften, blickt die kleine Höhe auf ihre niedrigere Umgebung herab, selbst wieder übertrumpft vom nahen Staufkopf, der mich heute noch lachen macht, wenn ich an die Anstrengungen des Freiburger Professors R. denke, mich auf einer Ferienwanderung der Etymologie des Wortes „Stauf“ näher zu bringen, mit dem Erfolge, daß ich ihm am Schlusse seines Vortrags ein etwas ausgefallenes Exemplar der von ihm fürchterlich verabscheuten Tiergattung Kröte mit der Bitte um Artbestimmung unter die Nase hielt und ihn so zur eifigen Flucht brachte.

Der Sattel Barack mit der „Helgenreute“ bildet einen markanten Einschnitt zwischen den eben genannten Gruppen und dem weiter östlich folgenden Judenbuckel und dem Mollentopf.

„Helgen“ bedeutet „Heiligen“. Helgenreute, vulgo „Helgeritt“, also Reutung oder Rodung an heiliger Stelle. Der sich hier erstreckende Kirchengemeindewald von Berghaupten heißt denn auch heute noch „Helgenwald“.

Das Massiv des 602 Meter hohen Steinsirkt schließt unsere Rundschau über die südliche und östliche Umgebung Gengenbachs ab.

Nach Westen verliert sich der Blick in die duftige Ferne der Rheinebene mit dem wunderzarten Graublau der Vogesenkette als Abschluß, in die da und dort der spitze Kirchturm eines „Nied“ ortes kaum bemerkbar hineinragt.

Als würdiger und mächtiger Rahmen umschließen die Hohen Herrschaften des mittleren Schwarzwalds im Norden das deutsche Städtekleinod: Braubach, Hohes Horn, Mooskopf, Hochkopf, denen, als mildernder Uebergang zum Talgrund, die lieblichen Höhen der Wolfslach, der Schwandach, des Sattel- und Kempeneck und des Badener vorgelagert sind.

So liegt das Städtlein gleichsam als hellleuchtendes Auge inmitten der dunklen Bergwimpern im Antlitz der Mutter Natur.

Die Gegend um Gengenbach, wie das Kinziggebiet überhaupt, war ehemals gar reich an Bodenschätzen. Mutungen auf Erze und Braunkohlen lieferten nicht unbedeutende Erträge. Das „Kohlwerk“ Berghaupten, das sich in den Gruben von Gengenbach und Diersburg fortsetzte, haben wir oben schon gestreift. Die Kohlennot des „kohlenreichsten Landes der Erde“ hat die Suche nach dem „schwarzen Diamanten“ neuerdings hier wieder aufleben lassen.

Daß die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei Gengenbach aufgefundenen Stollen in sehr frühe Zeiten zurückreichen, besagt schon der Name des uralten Städtleins: „Gänge am Bach“. Man darf annehmen, daß sie mindestens auf die Römer, bekanntlich gute Bergleute, zurückzuführen sind.

Damit kommen wir zu der sehr bewegten Geschichte der Stadt.

Der älteste Punkt ist die von unseren Ahnvordern dem Kult der Götterjungfrau Einethe geweihte Anhöhe im Norden der Siedelung, das heutige „Berale“.

Mit dem gewohnten sichern Blick erkannten die Römer später die Bedeutung dieser straßenbeherrschenden Höhe, und der Einetheenkult wich dem Dienst des Kriegsgottes Mars. Der eigentliche Name: „Kastelberg“ gibt noch Kunde von der römischen Veste.

Anfangs des 5. Jahrhunderts begründete Chlodwig die Frankenherrschaft. Das heidnische Kastell wich einer christlichen Kapelle.

Der Sage nach soll Kern und Ursprung der Stadt, das später zu großer Bedeutung gelangte Kloster, bereits durch den heiligen Fridolin († 540) begründet worden sein. In Wirklichkeit verdankt es seinen Ursprung dem karolingischen Herzog Rudhart, etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts. Sein erster Bestätigungsbrief datiert von 1189.

Um 1007 schenkte Heinrich der Heilige Gengenbach dem Bistum Bamberg und es kam als Lehen an die Bgkte des Stifts, die Herzöge von Böhmen. Nach deren Aussterben entriß Friedrich II. die Stadt den Nachfolgern und Erben, den Grafen von Urach. 1247 machte es Heinrich von Stahlegg, Bischof von Straßburg dem Kaiser ebenso, bis Gengenbach unter Rudolf von Habsburg wieder Krönung wurde. 1306 erlangte es von Karl IV. die Reichsfreiheit.

Es war die Zeit der höchsten Blüte. Voll Stolz und Selbstbewußtsein schritten die reichsfreien Bürger durch die Gassen ihrer Stadt, die Befestigungen wurden ausgebaut, und die in ihrer damaligen Gestalt heute noch erhaltenen mächtigen Türme sind späte Zeugen vergangener Herrlichkeit.

Wie wir gegenwärtig am eigenen Leibe nur zu bitter erfahren müssen, folgte in der Geschichte noch stets einer Periode des höchstens Glanzes der Verfall.

So auch hier.

Das Kloster, welches seit 1308 nur noch Sprößlinge des Adels — und natürlich nicht die besten — ausnahm, verfiel rasch und wurde allmählich ausschließlich zur Zuflucht unruhiger Schlemmer, zum „Spital der Ortenauer Ritterschaft“. Die Kosten des geistlichen Wohllebens lasteten schwer auf den Schultern der Bürger und Zinsbauern, und so fand die Reformation einen gut vorbereiteten Boden. Unter Abt Friedrich von Keppenbach fand sie sogar im Kloster selbst Eingang, wurde aber unter der Herrschaft des Grafen Friedrich von Fürstberg rasch wieder unterdrückt.

Der 30jährige Krieg schlug auch unserem Städtchen schwere Wunden. Kaiserliche und Schweden wechselten ab in der Plünderung und Brandschatzung. 1643 wurden die armen Bewohner dreimal bis aufs Hemd ausgezogen und gepeinigt, daß „es einen Türken hätte erbarmen sollen“, wie eine alte Chronik vermeldet.

Noch schlimmer erging es der Stadt im Orleanschen Feldzuge, in dem sie das Schicksal aller befestigten oberrheinischen Städte teilte und 1689 bis auf den Grund niedergebrannt ward. 1714 einigermaßen wieder aufgebaut, war es 1803 mit der Reichsfreiheit, 1806 auch mit dem Kloster zu Ende. Im Reichsdeputationshauptschlus kam Gengenbach wieder an Baden, in dessen Städtekranz es, ohne Uebertreibung, eine der interessantesten und schönsten Blüten ist.

Verlassen wir nun den historischen Boden und betreten wir das heutige Stadttinnere.

Wir kommen vom stillen Haigerachtälchen, durch den Oberforturm, auf dessen einer Seite die Verbindung mit der alten Stadtmauer durch einen geschützten Verteidigungsgang noch erkennbar ist. Die gemalte, sehr allerdings stark verwitterte Sonnenuhr über der Durchfahrt erregt, wie einst, wohl heute noch das besondere Interesse der das Städtlein besuchenden Dorfbuben. Ich wenigstens wäre nie wieder auf den Heimweg zu bringen gewesen, bevor nicht mehrmals die Zeitangabe der Klosteruhr mit derjenigen des Schattenzegers am Turm verglichen war, und ich war jedesmal tief unglücklich, wenn es nicht stimmte.

Den Geschichtskenner fesselt im Weiterstreiten gleich darauf die alte Staatskanzlei, das jetzige Haus Pfaff, mit seinen Barockschmuckeln am Giebel, und der Literaturfreund findet rechts, in einer Seitengasse, einen schönen Fachwerkbau, das Stammhaus unseres Dichters Schöffel, dessen Großvater einst, als Oberschaffner, den Klosterkeller betreute.

Der Marktplatz wird vollständig von dem bogennunterwölbtten Rathhaus beherrscht, einem 1784 errichteten, stilvollen Bau in italienischer Renaissance. Auf die Sehenswürdigkeiten seines Saales, verschiedene Delgemälde historischer, mit der Geschichte der Stadt verknüpfter Persönlichkeiten, das Amtsschild des ehemaligen Stadtschultheißen, das alte Richtschwert u. a., sind die heutigen Gengenbacher nicht wenig stolz.

Vor dem Stadtpalaste trägt der rajlos schwebende, vierköpfige Marktbrunnen mit dem Standbild Karl V. sein Teil zu der mittelalterlichen Charakteristik des Stadtbildes bei.

Und nun, o Wanderer, bist du etwas fischblütiger Natur und noch nicht recht warm geworden, so folge dem Blick des alten hohen Herrn auf seinem feuchten Postament in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Er ist auf ein unscheinbares, kleines Haus gerichtet, ob dessen Türe denn richtig: „Zur Sonne“ zu lesen steht, und dessen Neuzeren Du nicht anmerkst, welche küßliche Gottesgabe auf seinen spiegelblanken Ruchbaumtischen von dem alten, der Umgebung würdigen Gastgeberge schlecht der Schimpf kredenzt wird. Und wenn Du dann von

dem edlen Muländer oder Klingelberger wieder heraustritt, so wird Dir's fromm und warm und wohl im Gemüt sein, fast wie einem, der geradewegs „aus der Sonne“ kommt.

Und dann laß Deinen Blick vom alten, mit dem Reichsadler geschmückten Kaufhaus nebenan nochmal zurückschweifen über alle, sich zu einem glücklichen Ganzen vereinigenden Einzelheiten. Wenn Dir dann das Herz nicht aufgeht, so muß es arg trocken sein, oder aber Du mußt das Sehen nicht gelernt haben.

Wenden wir uns links zur Seite, so haben wir den von der Bahn aus zuerst erblickten, massigen und doch formenschönen Nikolausturm vor uns, der mit seinen 2 Meter dicken Mauern ehemals ein gar mächtig Bollwerk war. Das Unterteil ist quadratisch, der Oberbau achteckig und trägt an seiner Abstufung eine schöne, durchbrochene Steingalerie, die einen hübschen Rundblick bietet. Neben dem Reichsadler, der in der ehemaligen freien Reichsstadt immer wiederkehrt, ist die Inschrift zu lesen:

WOL DER STADT DIE GOTT, VOR AV
GEN HAT UND AVF IHN BAVT, DIE WIRT
NIMERMER BRAVBT ANNO 1. 5. + 8. Z. IAR

Rechts rückwärts, der Ringvorstadt zu, spannt der mauerförmige Ringforturm seinen Bogen über die Straße, ehemals der Luginsand des Feuerwächters, im Haupte noch das alte Sturmglocklein von 1221 tragend.

Schwedengasse und Schwedenturm erinnern an die Schrecken des 30jährigen Krieges.

Der Durchblick vom Gänseblut mit Schwedenturm, der Ringmauer und den alten Häusern im Vordergrund, auf die Kapelle am Vergle oben gehört mit zum Schönsten, was Deutschland an Kleinstadtbildern aufzuweisen hat.

Etwas für Feinschmecker sind auch die alten, prachtvollen Fachwerkhäuser der Hölz- und Engalgasse, die in ihrer welt-

fernen Verträumtheit mitten in die Welt eines Ludwig Richter und eines Wilhelm Raabe hinein versetzen.

Mit besonderem Interesse wenden wir uns natürlich dem ehemaligen Haupt- und Mittelpunkt der Stadt, dem Kloster und seiner Kirche zu.

Die ehemalige romanische Kreuzbasilika wurde 1689 vom Feuer fast völlig zerstört. Chor und Langhaus erstanden wieder in den Formen der Spätrenaissance, der Turm vorherrschend in Barock. Im Innern lenken die vom Feuer verschonten, alten romanischen Säulen, sowie das im Zopfstil reich geschnitzte Chorgestühl die Augen des Beschauers auf sich. Die prächtige Kirche wurde in neuester Zeit mit reichen Mitteln restauriert und ausgemalt u. dient den katholischen Bewohnern als Pfarrkirche. Die Kirche und Rathaus verbindende, ehemalige Abtei enthält jetzt ein Lehrer-Vorseminar.

Um den Klostergarten zieht sich noch ein gut erhaltenes Stück der alten Ringmauer mit dem an die hohen Gestalten der letzten Klosterregenten erinnernden „Präludenturm“.

Wir können unseren Rundgang nicht beschließen ohne einen Besuch der um 1539 erbauten Kapelle auf dem „Vergle“, die in ihrem Altarbild ein kostbares Vermächtnis unseres unvergeßlichen Karlsrührer Kunstgewerbevereins Hermann Göb birgt, das er seiner Vaterstadt widmete. Es ist eine Madonna in Blüten, von ungemeinem Liebreiz.

Draußen lassen wir unser Auge noch einmal aufnehmend in die Runde gehen.

Und auch wenn wir nicht wüßten, daß Gengenbach mit 9,5 Grad mittlerer Jahrestemperatur das mildeste Klima aller badischen Städte anweist, könnten wir angesichts des Geschautes verstehen, warum dessen Bewohner stolz sind auf den schmückenden Beinamen ihrer Heimat: „Badisch Nizza“.

Karl Frank / Die verfehlte Predigt. / Eine Bauerngeschichte.

I.

Der Gottesdienst war zu Ende. Der Lehrer ließ die engbrüstige Orgel aus vollem Halse hinausschreien, während sich die Dorfkirche langsam leerte. Kalt fuhr der Wind vom Klappberg herab über's Dorf, und jeder machte, daß er nach Hause kam und freute sich auf die sonntägliche Nudelsuppe. Am Ausgang der Sakristei aber stand ein altes Weiblein und wartete auf den Pfarrer. Ein dickvolles, violettes Kopftuch verhüllte fast ganz ihr gelbes Gesicht. Nur die betenden, tiefeingehöhlten Augen waren zu sehen. Als der Pfarrer in der Türöffnung erschien, trat die Alte auf ihn zu mit dem üblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus-Christ, Herr Pfarrer“. — „In Ewigkeit, Amen“, antwortete er und fragte weiter, indem er ihr die Hand hinstreckte: „Was habt Ihr auf dem Herzen, Kätter?“

„Herr Pfarrer, ich sollt emol mit Ihne rede, 's ich wege min Due. So kan-es nimme furt gau“ — erwiderte sie erregt, aber nur mit halblauter Stimme, wobei sie sich ängstlich umschau, ob niemand zuhört. „So, so? Kommt heut mittag nach der Besper zu mir ins Pfarrhaus, da wollen wir über die Sache sprechen“, jagte der Pfarrer, der etwas Eile hatte, weil ein Besuch auf ihn wartete. Die Holber-Kätter nickte und murmelte „Gelobt sei Jesus-Christ“ und entfernte sich humpelnd, während der Pfarrer sich eilig dem Pfarrhaus zuwandte.

Am Nachmittag sah die Holber-Kätter am grünen Kachelofen in der Studierstube des Pfarrers und packte aus. Mit ihren knochigen Fäusten fuchtelte sie gewaltig herum während ihrer Rede und rutschte auf dem Stuhle unruhig hin und her, da sie mit ihrem rheumatischen Bein nicht mehr recht sitzen und nicht mehr recht stehen konnte. Eine unglaubliche Energie lebte in dem kleinen Weibsbild. Mit dem Andrees, ihrem Sohn, erzählte sie, sei 's nicht mehr anzuhalten. „'s tuet 's eisch nimme mit ihm.“ Seit er aus dem Kriege zurück sei, könne man kein rechtes Wort mehr mit ihm sprechen, gleich sei er aufgeregter und „obedus“. Das käme daher, weil er beim Militär etwas Höheres gewesen sei, nicht bloß Soldat, sondern Unteroffizier, und da habe er das „Grüßig-ine und das Wilest-mache g'lehrt“. Und sie und ihr Mann könnten ihm nicht genug schaffen, seit sie „auf der Ribbing“ seien, und zwar rein um nichts, denn er gönne ihnen nicht das Notwendigste. Und sie, seine Frau nämlich, die Rosale, sei gerade so. Jetzt seien die Jungen ständig an ihnen, sie sollten ihnen die Hälfte des Uebernahmepreises für den Hof nachlassen. Da höre doch einfach alles auf! Sie, die Alten, hätten den Jungen das Gut ja so wie so fast geschenkt, und jetzt sei denen auch das noch zuviel. Wenn 's nach denen ginge, müßten sie, die Alten, noch betteln gehen. Ob das recht sei und ob man denn da nichts machen könne und was eigentlich der „Herr Pfarr“ dazu meine? Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr die Alte fort: „Ste, dem An-

drees si Wih, hät g'seit, wenn sie des Geld alles zahle müßtet, no freu sie 's Lebe nimme, no woll sie nimme schaffe. — Hät mer so ehbes scho mol g'hört va me Junge, g'funde Wiberwolf?“ Die Holber-Kätter sprang erregt vom Stuhle herab und klüpfte auf ihrem kranken Bein herum, während ihre Fäuste in der Luft trommelten. Mit zusammengebissenen Zähnen sprach sie weiter: „Wa ha-n-ich mi scho schinde und plage müesse mir Leb-tig und wa ha-n-ich scho alles durchmache müesse uf der Welt! Und nint, gar nint hät mir de Muet neh' könne, und so oni huckt bi jedere G'legeheit ei und lot alles hange. Wa hond mir alles z'jämme g'huet iher Lebe lang, und die wend nu eifude und alles g'schent ha. Ich des au no e Art und ich des recht?“ —

Sie machte dabei ein paar Schritte auf den Pfarrer zu, humpelte aber gleich wieder zu ihrem Stuhl und zum warmen Ofen zurück. Der Rosenkranz, den sie um die linke Hand gewickelt trug, hatte sich während ihrer Rede in ihrem dicken Kopftuch verfangen, und sie nestelte und kratzelte mit ihren Knochenfingern daran herum und konnte die lange Beinlette mit dem Abfahrenzschier nicht mehr losbringen. Der Pfarrer wiegte bekümmert das Haupt. Dann räusperte er sich und sagte, indem er nachdenklich auf seine gerieterten Schuhe hinschaute:

„Es ist freilich nicht recht, Holber-Kätter. Ich weiß, Ihr habt ein schweres Leben hinter Euch und viel mitgemacht, und Ihr hättet ein Recht darauf, es jetzt gut zu haben. — Aber Ihr wißt und sagt es ja selbst: Man kann mit den Jungen zurzeit nicht reden. Es ist ja ein rechtes Kreuz! Ich will aber gern mein Möglichstes tun und am nächsten Sonntag einmal in der Predigt den Jungen ordentlich ins Gewissen reden. Auch wollen wir recht beten, daß Gott die Herzen erweiche und zum Guten führe. Er wird uns schon beistehen, denn er weiß ja, was wir bedürfen und was uns frommt in Zeit und — Ewigkeit. Er kennt unsere Beschwerden und Leiden und wird auch Euch seine Hilfe und seinen Beistand nicht versagen.“ Der Pfarrer stand auf und gab der alten Frau die Hand. Sie erhob sich etwas unsicher. Durch ihre Erregung hindurch hatte sie die Worte des Geistlichen nur halb vernommen. In ihr Inneres waren sie jedenfalls nicht gedrungen. Sie fühlte nur unklar einen gewissen Widerpruch heraus, denn der Pfarrer sprach vom Ewigen und sie war doch so ganz von irdischen Dingen erfüllt. Während sie in der Küche ein „Schüssel Kaffee“ trank, das ihr die Pfarrköchin angeboten hatte, war sie ziemlich kleinlaut, denn der Pfarrer hatte sie ein wenig um ihre Sicherheit gebracht, und sie mußte sich erst wieder über die Dinge klar werden. Es war ja schließlich immer so, wenn man einmal mit den „Herren“ über solche Dinge redete. Man merkte immer wieder, daß sie einen nie ganz verstehen und die Dinge nicht so recht kennen. Das war beim Amt so und war im Pfarrhaus so.

Unter solchen Gedanken ging die Holder-Kätter wieder nach Hause. Unterwegs begegnete sie der Klausenbäuerin, die auch mit einem Anliegen ins Pfarrhaus zu gehen schien. Als sie nachher im Hausgang ihre Schwiegertochter traf, die einen Kopf an sie hinstellte, da kehrte ihre ganze Kraft und Sicherheit wieder in sie ein. Sie wußte, um was es ging und war entschlossen, sich um ihr Sach zu wehren wie ums Leben. Es rochte in ihr, wenn sie die Junge nur sah, denn sie glaubte, der Andrees wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn die Frau ihn nicht aufsitzen würde. Deshalb schlug sie die Türe ihres Bibbing-Stübchens fester als nötig hinter sich zu.

* * *

Am nächsten Sonntag — es war der Sonntag Oskul, und es ließ sich ganz gut mit dem Evangeliumtext verbinden — hielt der Pfarrer eine schöne Predigt über die Liebe, über Christenliebe, Nächstenliebe, Kindesliebe; er redete wider Habgier und Wuchergeist, die das Herz verhärteten und die ganze Welt vergiften, und ermahnte zu Duldsamkeit, Freigebigkeit, Großmut und Milde. Er sprach wärmer und eifriger, als man das sonst von ihm gewohnt war, und namentlich auf der Frauenseite spitzten sie die Ohren mehr als gewöhnlich, und manche wollte voll Genugtuung aus den Worten des Predigers deutliche Anspielungen auf bestimmte Personen ihres Bekannten- oder Verwandtenkreises heraus hören.

Nach dem Mittagessen, während die Alte in der Küche das Geschirr spülte, stand der Andrees lange in der Schlafkammer bei seiner Frau und sprach eifrig auf sie ein. „Jetzt ist der richtige Moment! Des ist heut grad wie g'wünschte Kumme! Du holst heut Mittag din Vater, daß er uns hilft, wo wemmer scho seh, ob mer sie mit so wit bringet. Wa dunt denn die mit dem Geld? Und mir könntel's doch so guet bruchel! Also, häsch g'hört, so mache mer 's.“ Die Rosale nickte und war einverstanden.

Im Wirtshaus zum „Goldenen Kreuz“ kam unter den Gästen am späten Nachmittag auch einmal die Rede auf die heutige Predigt des Pfarrers. „Der hat gut reden,“ meinte der „rot Schuster“, der erst vor kurzem seine Schwiegermutter einen halben Tag lang im Keller eingesperrt hatte; „gell, mit seiner alten Tante, die er bei sich gehabt hat, ist er auch nicht ausgekommen! Er könnt's wissen, wie 's ist. Aber gell, er hat sie fortgeschafft in die Kreispspiganstalt. Wir aber müssen mit den Seuten leben, auch wenn sie schier nimmer zu haben sind.“ — „Ja, ja,“ sagte der Lehrer; „das Leben ist immer härter als die kräftigste Predigt.“ — „Aber schö hat er hüt prediat,“ warf der Kohler-Sepp gerührt ein; „'s goht nint über e scheini Prediat, des goht no übers Singe.“ — „Du häst' en Pfarrer gä solle, Sepp, 's hätt sie scho g'lohnt bloß wege de Taufgebühre,“ stichelte der rot Schuster, indem er auf die vielen unehelichen Kinder des Kohler-Sepps anspielte. Der Kohler-Sepp tat, als höre er nichts. Während die andern lachten, erhob er sich ein wenig von der Bank und spähte in gebückter Haltung, den Kopf bald nach rechts, bald nach links beugend, angelegentlich zum Fenster hinaus auf die Dorfstraße, als ob es da etwas Besonderes zu sehen gäbe. Draußen ging ein Mann vorüber und verschwand wieder hinter den Gartenzäunen. „Wa hät au de Klausenbur?“ frug der Kohler-Sepp, „dem goht schint's an ebbes im Kopf umme, daß er so mit de Händ ruederet.“

„En dumme Kerl ist er, sunsch dät er sie mit so unnütze Sorge mache,“ erwiderte der rote Schuster. „Dumm ist er zwar nicht,“ bemerkte darauf der Lehrer. „aber er hat zweifellos einen Sparran zwitel. Selt er kürzlich vom Wagen heruntergefallen ist, wird's immer ärger mit ihm.“

„Wa hät er denn?“ forschte der Kohler-Sepp weiter.

„Er lebt eben im Wahn, er habe sich überbauen und zuviel Schulden aufs Haus gemacht, und meint deshalb, er sei Schuld, daß sein Sohn keine Frau bekäme, weil keine auf so ein verschuldetes Haus heiraten wolle. Es ist aber alles nur Einbildung. Er ist immer noch ein reicher Mann. Und wenn der Sohn ein anderer Kerl wäre, hätt' er schon lang eine.“ — „So en dumme Kerl,“ brummte der rote Schuster wieder in seinen Bart hinein; „sell dät mich kalt laan.“ „En arme Trost,“ meinte der Kohler-Sepp und nahm vor Nührung einen recht großen Schluck. Es dauerte eine kleine Weile, bis das Gespräch wieder in Gang kam. Nebendran wurde Karten gespielt, und die Bäuste trumpten auf den Tisch.

Unterdessen sah die Rosale in der Wohnstube des Kreuzwirts hinten und teilte ihrem Vater, dem Kreuzwirt, mit, was ihr Mann ihr aufgetragen hatte. Der Kreuzwirt war gleich auf ihrer Seite. Er hatte selber von der eigenen Vermögens-

auseinanderziehung her kein allzugutes Gewissen gegenüber seiner Tochter, war aber gerne bereit, sie auf jede Weise zu unterstützen, wenn es auf Kosten anderer geschehen konnte. Es wurde verabredet, daß der Vater heute abend nach dem Nachessen zu ihnen auf den Holderbucel hinüberkommen solle. Sie sprachen noch ein wenig vom Vieh und von den Kindern, dann ging die Rosale wieder nach Hause.

Die alte Holder-Kätter ging heute unruhig durchs Haus, es litt sie nicht in ihrem engen Bibbing-Stübchen. Ums Leben gern hätte sie herausgebracht, welche Wirkung die heutige Predigt auf Sohn und Schwiegertochter ausgeübt hatte. Sie hatte das Gefühl, daß irgend etwas im Haus vorgehe. Vielleicht waren die Jungen doch zur Besinnung gekommen. Vielleicht stellte gar die Schwiegertochter jetzt eine Magd ein, wie die Alte schon lange wünschte, um nicht selber vorn und hinten dabei sein und die Magd im Hause spielen zu müssen. Etwas war sicher im Werk, sonst wäre die Rosale nicht ins Ort hinunter gelaufen. „Wenn ich nur jemand hätte, mit dem ich mich jetzt ansprechen könnte,“ dachte die Holder-Kätter. Mit ihrem Mann, dem Benedikt, konnte man ja nichts anfangen und nichts reden. Der sah auf der Bank vor dem Hause und spielte mit den Klagen, die seine Lieblinge waren, und kümmernte sich um nichts auf der Herrgottswelt, ließ allem den Lauf und schwieg und laute seinen schwarzen Tabak, seinen „Schid“, und tat immer, als wäre alles in schönster Ordnung. Und wenn man mit ihm redete, nickte er zu allem „Ja“. Nach dem gemeinsamen Nachessen, bei dem ein auffallendes Schweigen herrschte, stiegen die zwei Alten in ihr Stübchen hinauf im zweiten Stock. Der Benedikt setzte sich auf die Ofenbank und streichelte die graue Nase, die sich schnurrend an ihn drängte. Es dunkelte bereits und der Nachtwind sang leise ums Haus. Die Holder-Kätter hatte eben begonnen, sich zu entkleiden, da tappten draußen Schritte über die Steinplatten des Hofes und jemand betrat das Haus und ging unten in die Stube. Die Alte horchte und erkannte alsbald die Stimme von Rosales Vater. „Jetzt, wa ich los,“ sagte sie zu ihrem Benedikt, „der Kreuzwirt ist do“. Aber sie blieb nicht lange im Ungewissen. Die Rosale kam die Stiege herauf, öffnete die Tür des Stübchens und sagte hastig: „Ihr sollet emol abekumme, de Vater ist do.“ Der Benedikt erhob sich schweigend von der Ofenbank. „Hat, kumm“, ermunterte er seine Frau so faust, als ob er mit den Klagen redete und ins Feld fahren müßte. „Ich gang nit abe“, entgegnete die Kätter sehr entschieden. Sie war mißtrauisch geworden und schien Unrat zu wittern. Der Mann vollterte allein die knarrenden Stiegen hinab, ging in die untere Stube und setzte sich abwartend auf die Ofenbank, wo sich alsbald wieder eine Nase zu ihm gesellte. — Der Kreuzwirt sah ihn von der Seite prüfend an, strich den langen Vollbart und nahm verabredungsgemäß das Wort. Er habe es gleich gesagt, es sei zu viel — und man müsse eben reden miteinander — die Jungen wollten auch leben. Nach dieser Einleitung fuhr er fort: Er müsse sagen, die Jungen hätten nicht Unrecht, wenn sie meinten, man solle ihnen die Hälfte des Preises für den Hof ablassen, denn es sei wirklich zu viel, und er sehe nicht ein, zu was die Alten das viele Geld haben sollten, sie bekämen ja so wie so alles, was sie bräuchten, von den Kindern. Wenn die Eltern sich die Sache richtig überlegten, müßten sie sich eigentlich sagen, es wäre das Beste, wenn sie das ganze übrige Geld auch gleich den Kindern gäben, damit diese etwas mit anfangen könnten. — Da frachte die Türe auf, und die Holder-Kätter trat, nur noch mit Hemd und Unterrock bekleidet, barfuß auf die Schwelle. Sie war leichenblau vor Erregung und ihre Augen funkelten. „Wa ich des?“ schrie sie, „also nit bloß de Hof sollet mir verschente, an unsern letzte Pfennig sollet mir jetzt no hergea? Kreuzwirt, Ihr sollet En schäme, soviel Ihr Voor uf em Kopf hond! Fowohl do, monet Ihr, ich wöll no bettle gan uf mini alte Tage? Ihr lätet om so uszleh bis ufs Hemd. Und ich sag: So, wie 's g'schrie stoh, bleibt 's g'schrie, und kon Pfennig weniger, und künftig will ich mi Sach wie 's im Vertrag stoh.“

„So?“ fuhr nun der Andrees heftig auf, „hand Ihr nit g'hört, wa heut der Pfarrer prediat hat?“ Die Holder-Kätter war einen Augenblick ganz sprachlos über diese Wendung. Daran hatte sie gar nicht gedacht, daß man die Predigt auch gegen sie führen könnte. „Sell goht mich nint a,“ schrie sie in ihrer ersten Verlegenheit und fügte dann verbessernd hinzu: „Ich will nint Unrechts, aber Ihr. En hät 's gotte, nit mir, daß Ihr's wissel! Und so ka 's nimme furtgan, und so mach ich nimme witer. Kumm mit, Benedikt, über Sach ist g'leit.“ Sie zog den Benedikt mit sich fort und verließ die Stube, indem sie die Tür kräftig ins Schloß warf. — (Schluß folgt.)